



Vol. 5, No. 2
Oktober 2014

Rezension:

Samuel Campos

Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Michael Kalwa. Subjektive Theorien von Eltern zur Passung von Musikinstrumenten für Kinder. (2013). Münster: Lit. ISBN 978-3-643-11624-6; € 29,90.

„Wann ‚passt‘ ein Instrument zum Instrumentalisten?“ (S. 15).¹ Dieser und daran anschließenden Fragestellungen widmet sich die von Michael Kalwa 2011 vorgelegte und nun publizierte Dissertation. Ausgehend von dem vom Autor beobachteten Phänomen, dass sich Eltern „differenziert und mit dem Gestus theoretischer Sicherheit“ (S. 60) zu Fragen der Passung von Musikinstrument und Kind äußern, formuliert er ihre Äußerungen als subjektive Theorien. Diese werden anschließend zusammengefasst und als „bereichsbezogene Grounded Theory zur Bildung elterlicher subjektiver Theorien zur Passung von Musikinstrumenten für Kinder“ (S. 250) modelliert. Dieses Modell sowie die Rekonstruktion vielfältiger subjektiver Theorien der Eltern über Passungsverhältnisse ihrer Kinder und deren Musikinstrumente stellen die zentralen Ergebnisse seiner Studie dar.

¹ Im Folgenden beziehen sich Verweise ohne weitere Angabe des Autors grundsätzlich auf die hier rezensierte Studie von Michael Kalwa. Verweise auf andere Autoren sind entsprechend kenntlich gemacht.

Überblick

Ausgangspunkt von Michael Kalwas Untersuchung ist das seit dem Jahr 2003 an einer Waldorfschule im Ruhrgebiet durchgeführte Projekt *Jedem Kind sein Instrument*.² Ziel des Projekts ist es, Schülerinnen und Schülern³ ab der ersten Klasse Möglichkeiten zum Instrumentalunterricht im schulischen Rahmen zu eröffnen und sie so möglichst früh an die schulischen Ensembles wie Chor oder Orchester heranzuführen. Im Hinblick auf die Instrumentwahl geht das Projekt davon aus, dass es für jedes Kind „ein Instrument [gebe], das ganz besonders geeignet für eben dieses Kind sei, dass [sic!] zu diesem Kind ‚passe‘ [...]“ (S. 14). Entsprechend wurde in der wissenschaftlichen Begleitung des Projekts durch Charlotte Heinritz von der Alanus-Hochschule Alfter neben weiteren Fragestellungen auch diejenige nach der Instrumentenpassung thematisiert (vgl. Heinritz, 2012). Diese liefern schließlich den Anlass für Michael Kalwa, der als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Begleitforschung beteiligt war, sich in seiner weiterführenden Studie intensiv mit Fragen der Instrumentenpassung zu beschäftigen.

Wie Kalwa aus der Literatur überzeugend herausarbeitet, müsse Passung im vorliegenden Kontext als ein Spektrum des ‚Mehr oder Weniger‘ gedacht werden. Ein Instrument ‚passt‘ demnach umso mehr, je mehr ein bestimmtes Kriterium erfüllt ist: Je mehr ein Kind z.B. die physiologischen oder kognitiven Voraussetzungen für den Umgang mit einem bestimmten Instrument besitzt, umso mehr könne von einem Passungsverhältnis gesprochen werden (vgl. S. 146). Anhand der Analyse von sieben halbstrukturierten Leitfadeninterviews mit Eltern oder Elternpaaren, deren Kinder am Projekt *Jedem Kind sein Instrument* teilnehmen, werden vielfältige Kriterien für eine solche Passung herausgearbeitet und als subjektive Theorien der Eltern über das Passungsverhältnis ihres Kindes und seines Instruments rekonstruiert. Die überwiegende Mehrheit der elterlichen Passungstheorien, so ein Ergebnis der vergleichenden Analysen, bezieht sich dabei auf charakteristische Persönlichkeitsmerkmale des Kindes wie z.B. Selbsterlebnis, Temperament oder emotionales Ausdrucksbedürfnis (vgl. S. 183ff.). Demgegenüber stehen charakteristische Merkmale, die die Eltern Musikinstrumenten zuschreiben wie z.B. Klang, Handhabung oder die Unterscheidung zwischen ‚männlichen‘ und ‚weiblichen‘ Instrumenten (vgl. S. 186-192). Das Verhältnis von charakteristischen Persönlichkeitsmerkmalen des Kindes und charakteristischen Merkmalen eines Instruments könne, so Kalwa, im komparativen Nachvollzug der subjektiven Theorien der Eltern als umso ‚passender‘ bezeichnet werden, je mehr die Beschäftigung mit dem Instru-

² Bei diesem Projekt handelt es sich nicht direkt um das „JeKi“ abgekürzte Programm „Jedem Kind ein Instrument“, das 2011 im gesamten Ruhrgebiet eingeführt wurde. Das Waldorfschul-Projekt, das hier untersucht wurde, hatte bereits vorher Bestand. Eine Übersicht über das Projekt findet sich unter: <http://www.waldorf-ideen-pool.de/index.php?katid=579> (zuletzt abgerufen: 4.8.2014).

³ Der besseren Lesbarkeit halber wird in dieser Rezension ab jetzt die grammatikalisch männliche Form zur Bezeichnung beider Geschlechter verwendet.

ment dem Kind positive Selbsterlebnisse ermögliche und zu einer positiven Persönlichkeitsentwicklung beitrage (vgl. S. 256).

Insgesamt werden anhand der sieben Interviews zwölf Passungstheorien rekonstruiert, die bei den Eltern in jeweils unterschiedlicher Ausprägung zum Ausdruck kommen. Dies soll anhand der aus den Aussagen der sieben Elternpaare rekonstruierten Passungstheorie ‚Charakteristische Bedürfnisse‘ („Ein Instrument passt umso mehr (weniger), je mehr (weniger) es wesentlichen charakteristischen Bedürfnissen des Kindes entsprechen kann“, S. 181) am Beispiel der ‚Frau M.‘ veranschaulicht werden: Die Tochter von ‚Frau M.‘, die von ihr als „Kopfmensch“ (S. 93) beschrieben wird, kommt nach Aussagen der Mutter mit der Geige nicht zurecht, weil sie am Instrument nicht in der Lage sei, „Kopf und Gefühl in Einklang“ (ebd.) zu bringen. Dies gelinge der Tochter deshalb nicht, weil sie aufgrund ihrer Persönlichkeit ein Bedürfnis nach einem emotionalen „Sicherheitsabstand“ (S. 102) habe, das aber im Konflikt mit von der Mutter benannten Anforderungen des Instruments stehe, nämlich die erhöhte Bereitschaft zum emotionalen „Eintauchen“ (S. 106) im Umgang mit der Geige. Die Mutter sieht hier aus ihrer Perspektive zwar die Möglichkeit, dass ihre Tochter sich in Auseinandersetzung mit einem ihren Bedürfnissen entgegenstehenden Instrument weiterentwickeln könnte, aber die Tochter entscheidet sich schließlich gegen die Geige und für das Klavier weil dieses, so die Mutter, ihrer Persönlichkeit mehr entspreche. Das Klavier passt also aus Sicht der Mutter deshalb umso mehr, weil es einer Facette der Persönlichkeit ihrer Tochter („Kopfmensch“) und den daraus entstehenden Bedürfnissen („Sicherheitsabstand“) entspricht.

Eine kritische Einordnung der Passungsindizien und -aspekte durch den Autor, z. B. im Hinblick auf ihre Gewichtung im Rahmen einer bestimmten Passungstheorie oder im Hinblick auf Plausibilität erfolgt nicht. Dabei können die Passungstheorien eines Fallbeispiels durchaus widersprüchlich sein: So rekonstruiert Kalwa bei Frau M. sowohl die Passungstheorie ‚Charakteristische Bedürfnisse‘ als auch eine entgegengesetzte Passungstheorie ‚Allopathie‘, die u.a. das „Wachsen am Überwinden eines als unangenehm erlebten Widerstand, der ‚von außen verordnet‘ wurde“ (S. 196) beschreibt. Während erstere bei ihrer Tochter zum Tragen kommt – sie hat das Instrument gewechselt, weil das Klavier mehr ihren Bedürfnissen entspricht – bleibt eine mögliche positive Persönlichkeitsentwicklung ihrer Tochter durch ‚Überwindung des Widerstands‘ der Geige lediglich eine Wunschvorstellung der Mutter.

In der Aufarbeitung der Literatur zum Themenkomplex Instrumentenpassung stellt sich der Autor der Herausforderung, Veröffentlichungen aus z.T. sehr unterschiedlichen wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Kontexten auf eine gemeinsame, bislang kaum bearbeitete Fragestellung hin zu beziehen. Die Literatur, die sowohl Ratgeber als auch wissenschaftliche Veröffentlichungen aus angrenzenden Forschungsfeldern (z.B. zur Instrumentenpräferenz) umfasst, unterstützt den bereits genannten Passungsbegriff. Sowohl die Auswahl als auch die Darstellungsweise bieten dem Leser eine Interpretationslinie an, die in den Analysen der Interviews und den dabei rekonstruierten subjektiven Theorien weitgehend

aufgegriffen wird (vgl. S. 41), wodurch schließlich eine Einordnung der späteren Ergebnisse in den wissenschaftlichen Diskurs ermöglicht wird.

Einblicke

Zur Methodologie

Die zwei zentralen methodologischen Bausteine der Studie Michael Kalwas sind das *Forschungsfeld Subjektive Theorien* (FST) nach Groeben et. al (1988) und die *Grounded Theory Methodology* (GTM) im Anschluss an Strauss (1998).

Eine Grundannahme des FST ist, dass einem „rationalen, reflexiven, sprach- und kommunikationsfähigen Subjekt die Fähigkeit zugesprochen werden [kann und soll], seinen Alltagstheorien inhärente Kognitionsstrukturen zu explizieren“ (S. 46). Sowohl der Status der Interviewpartner als ‚Experten ihrer Selbst‘ wie auch der potenziell theoretische Status ihrer Äußerungen wird somit zum Ausgangspunkt entsprechender Forschung. Im Anschluss an einige der von Anne Niessen kritisierten Aspekte bezüglich der sogenannten ‚explanativen Phase‘ des FST verzichtet auch Kalwa auf diese und distanziert sich ebenfalls vom Anspruch der Handlungsoptimierung (vgl. S. 51). Im Unterschied zu Niessen, die das FST einer ausführlichen und kritischen methodologischen Reflexion unterzieht (vgl. Niessen, 2006, S. 77-95), entscheidet sich Kalwa nach einer knappen Auseinandersetzung mit dem FST für die Beibehaltung des Konzepts und nimmt lediglich Modifikationen gegenüber der ‚Urfassung‘ des FST vor. Neben den bereits genannten Aspekten betrifft dies vor allem die Art der Visualisierung, für die er Netzwerkdarstellungen der Analysesoftware Atlas.ti verwendet (vgl. S. 84). In einem als „tatsächlich *kommunikativer* Validierungsprozess im besten und eigentlichen Sinn des Wortes“ (Herv. i. O., S. 85) bezeichneten Vorgehen werden die aus den zuvor geführten Interviews vom Autor herausgearbeiteten subjektiven Theorien mit den jeweiligen Interviewpartnern „in einer umfangreichen Überprüfung [...] reformuliert, korrigiert oder bestätigt“ (S. 93) und so im Sinne des FST kommunikativ validiert.

Anschließend werden zentrale Aspekte des zweiten methodologischen Bausteins, der GTM im Anschluss an Strauss (1998) herausgearbeitet und übersichtlich dargestellt (vgl. S. 52-57). Die Funktion der GTM im Rahmen der Studie ist dabei eine doppelte. Zum einen dient sie als ‚Auswertungsmethode‘: Der Autor bedient sich einiger Elemente der GTM wie z.B. des ‚Kodierparadigmas‘, Ansätze des ‚Theoretical Sampling‘ oder des Begriffs der ‚Theoretischen Sättigung‘, um die Interviews auszuwerten, Strukturvorschläge für subjektive Theorien zu erarbeiten und diese in Form von Netzwerken darzustellen (vgl. S. 58; S. 82). Zum anderen geht die Funktion der GTM aber über diejenige einer ‚Auswertungsmethode‘ hinaus, denn die subjektiven Theorien werden in einem zweiten Schritt als Bestandteile einer „bereichsbezogenen Grounded Theory über elterliche Passungstheorien“ (S. 87) konzeptualisiert. Während also zunächst der Fokus auf der Rekonstruktion subjektiver Theorien mit Hilfe des „Kanon[s] systematisch aufeinander abgestimmter und sich ergänzender Methoden und Instrumente“ (S. 58) der GTM liegt, verändert sich im weiteren Verlauf die Blickrich-

tung und die subjektiven Theorien werden als Bestandteile einer übergeordneten Grounded Theory über elterliche Passungstheorien verstanden.

Zu den Ergebnissen

Ein zentrales Element der Ergebnisdarstellung sind die bereits erwähnten Netzwerkstruktur-bilder, die sich aus der kommunikativen Validierung mit den Interviewpartnern ergeben haben. Diese direkt aus Atlas.ti übernommenen Abbildungen tragen dazu bei, die Ergebnisse ausführlich zu dokumentieren. Die Entstehung der Passungstheorien als „hierarchische[n] Folge von (offenen) Codes, Konzepten, Subkategorien, Kategorien, Passungstheorien und Kerntheorien“ (S. 83) wird durch die Netzwerke allerdings nur schematisch angedeutet. Da sich diese Passungsindizien und -aspekte in der Regel eng an den Äußerungen der Eltern orientieren (z.B.: „M-Tochter J: generell eher distanziert, hält Sicherheitsabstand“ Abb.3, S. 99) bleiben die vorangegangenen Analyseprozesse unklar. Dies gilt gleichermaßen für die Netzwerkdarstellungen wie auch für die erläuternden Passagen: Zwar sind die Netzwerke selbst aufgrund ihrer Vollständigkeit und der ausführlicherläuternden Textpassagen gut nachvollziehbar, allerdings wird das methodische Vorgehen, das zu diesen Ergebnissen, den Passungstheorien, geführt hat, nicht expliziert.

Weiterhin erschließen sich diese Netzwerke aufgrund ihrer Vielzahl und ihrer Darstellungsform nicht immer auf den ersten Blick, wie auch der Autor selbstkritisch anmerkt (vgl. S. 86). Dadurch besteht für den Leser die Gefahr, die „z. T. äußerst komplexe[n] Strukturen theoretischer Konzepte“ (S. 177) nicht nur als komplex, sondern auch als unübersichtlich wahrzunehmen. Hierzu tragen möglicherweise auch die bereits von Susanne Naacke angemerkten begrifflichen Unschärfen im Hinblick auf die Unterscheidung zwischen ‚Passungsindizien‘ und ‚Passungsaspekten‘ (vgl. Naacke, 2013) bei.

Bei der Darstellung der Ergebnisse fokussiert sich der Autor in besonderer Weise auf den Fall der Mutter ‚Frau M.‘: Während ihre Teiltheorien in der angesprochenen Art und Weise ausführlich dargestellt werden (vgl. S. 88-161), konzentriert sich Kalwa in der Beschreibung der übrigen sechs Einzelfälle darauf, Übereinstimmungen oder Abweichungen im Verhältnis zum ersten Fall zu skizzieren (vgl. S. 164-175). Die inhaltliche Fokussierung auf den Fall ‚Frau M.‘ als ‚Referenzpunkt‘ für die Einzelfalldarstellung steht in einem gewissen Spannungsverhältnis zum mehrfachen Hinweis, dass die Theoriebildung sich am *Theoretical Sampling* der GTM orientiere (vgl. u.a. S.72). So werden zwar Auswahlkriterien des Samples wie z.B. die Verteilung der Geschlechter bei Eltern und Kindern benannt, allerdings werden die aus den Analysen der ersten Interviews gewonnenen inhaltlichen Kriterien für die Auswahl weiterer Fälle in der Darstellung der Einzelfälle nicht deutlich gemacht.

In der abschließend aus der Zusammenfassung der subjektiven (Kern-)Theorien entwickelten „bereichsbezogene[n] Grounded Theory über die Bildung elterlicher subjektiver Theorien zur Passung von Musikinstrumenten für Kinder“ (250ff.) integriert Kalwa die verschiedenen Passungstheorien in ein „Modell instrumentenpassungstheoretischer Zusammen-

hänge“ (S. 256). Dieses konzentrisch angeordnete Modell umfasst im Kern die Persönlichkeit des Kindes, insbesondere die Aspekte ‚Selbstbild‘, ‚Selbsterlebnis-Sphäre‘ und ‚Sphäre charakteristischer Persönlichkeitsmerkmale und Bedürfnisse‘ (vgl. ebd.). Ergänzt wird es durch die von außen auf den Kern einwirkende ‚Sphäre charakteristischer Instrumentenmerkmale‘, welche Einfluss auf den inneren Bereich des Modells, die Persönlichkeit des Kindes, nehmen: „Spezifische Eigenschaften von Instrumenten [können] in der Begegnung mit charakteristischen Persönlichkeitsmerkmalen eines Kindes in der Art wirken, dass die aus diesen Begegnungen resultierenden Selbsterlebnisse des Kindes eine je individuelle Qualität erhalten“ (S. 256). Von Passung, so ließe sich schließlich zusammenfassen, lasse sich aus Sicht der Eltern um so stärker sprechen, je positiver die Wirkungen des Instruments auf die Persönlichkeit des Kindes wahrgenommen werden (vgl. ebd.). Hierbei stehen, wie der Autor hervorhebt, für die Eltern die positiven Wirkungen des Instruments auf die Persönlichkeit ihres Kindes im Vordergrund, während das Musizieren an sich nachrangig erscheint (vgl. S. 250).

Rückfragen

Zum Status der methodologischen Bausteine FST und GTM

Eine erste Frage bezieht sich auf den Status der methodologischen Bausteine. Wie bereits angedeutet wurde, scheint sich der methodologische Fokus im Verlauf der Studie zu verschieben, ohne dass dies explizit angekündigt oder reflektiert würde: Sollen subjektive Theorien mit Hilfe des ‚Instrumentariums‘ der Grounded Theory expliziert werden oder handelt es sich um die Formulierung einer Grounded Theory über Instrumentenpassung mit Hilfe des ‚Instrumentariums‘ des Forschungsprogramms Subjektive Theorien? Je nachdem wie der Schwerpunkt hier gesetzt wird – wobei ein ‚Sowohl-als-auch‘ sicher auch begründbar wäre – verschiebt sich auch der Status der Ergebnisse. Welchen spezifischen Beitrag sollen also die beiden Konzepte zur Beantwortung der Forschungsfragen jeweils leisten?

Zur Bedeutung von Kontextwissen

Eine zweite Frage, zu der die vorliegende Arbeit Anlass gibt und die gleichsam über sie hinausweist, ist diejenige nach dem Standpunkt des Forschers und Autors. Im Anschluss an die im Rahmen der GTM formulierte Forderung, Kontextwissen des Wissenschaftlers in die Forschung einzubringen (vgl. Strauss 1998, S. 36) und dieses, soweit es möglich ist, zu explizieren ergibt sich folgende Überlegung: Aus welchem Kontextwissen heraus entsteht die Frage nach Passungsverhältnissen von Kindern und Instrumenten? Die Studie ist dreifach eingebunden in den Kontext der Waldorfpädagogik:

- Erstens schließt sie an das Begleitforschungsprojekt zu „Jedem Kind sein Instrument“ an. Hier lässt sich aufgrund der personellen Besetzung und inhaltlichen Ausrichtung eine gewisse Nähe zur Waldorfpädagogik vermuten, die sich auch in der Studie von Michael Kalwa wiederfindet (vgl. Heinritz 2012). Beispielsweise greifen die bei Kalwa in Anlehnung an das Projekt „Jedem Kind sein Instrument“ formulierten ‚Faktorenbereiche‘ der Interviewleitfäden u.a. Fragen nach Temperament, Charakter und Wesenszügen des Kindes (303ff.) auf und implizieren eine spezifische pädagogische Haltung des Autors.
- Zweitens beschäftigt sich die Studie mit der Waldorfschule als Forschungsfeld. Hierbei werden die Besonderheiten dieses Feldes beschrieben und reflektiert (vgl. S. 68-73), allerdings fehlen differenzierte wissenschaftliche Bezüge, etwa zu Studien zur Schulkultur an Waldorfschulen (vgl. u. a. Idel 2007), die eine differenziertere Einordnung der Waldorfschule in ihren pädagogischen und sozialen Kontexte ermöglichen würde.⁴ Ohne Angabe solcher Quellen heißt es im Rahmen der Beschreibung der Stichprobe (vgl. S. 68-72) etwa, dass Eltern ihre Kinder nicht „aus weltanschaulich-anthroposophisch geprägten Gründen zur Waldorfschule“ (S. 69) schickten, sondern vor allem, weil ihnen die „Persönlichkeit ihres Kindes als ein Ganzes – und eben nicht nur eine einseitig ausgeprägte, beispielsweise kognitiv ausgerichtete Persönlichkeitsfacette – am Herzen“ (ebd.) liege. Bei den Äußerungen dieser Eltern, so fasst Kalwa zusammen, handle es „sich um Passungstheorien von Eltern einer gutbürgerlichen, bildungsnahen und pädagogisch durchaus ambitionierten Mittelschicht aus dem besonderen Umfeld der Waldorfpädagogik“ (S. 286).
- Drittens dürfte der Autor selbst über ein umfangreiches Kontextwissen im Bereich der Waldorfpädagogik verfügen, war er doch seit Ende der Siebziger Jahre als Waldorfschullehrer tätig und lehrt und publiziert seit 1998 als Dozent am „Witten/Annen Institut für Waldorf-Pädagogik e.V.“⁵ Vor diesem biographischen Hintergrund ergibt sich analog zur vom Autor konstatierten These, dass „bestimmte pädagogische Grundhaltungen auf *Elternseite* [Hervorhebung S. C.] zur Wahl einer Pädagogik geführt haben“ (S. 286), bei der die „als positiv empfundene, über Bestätigung und Stärkung des Selbsterlebnisses ermöglichte freie Entfaltung der eigenen Individualität“ (ebd.) im Zentrum stünden, die Frage, inwiefern eine ähnliche pädagogische Grundhaltung auf *Forscherseite* zur Wahl der Forschungsfrage und zur Art und Weise ihrer Bearbeitung geführt hat. Es ist schade, dass der Autor darauf verzichtet, das erkenntnistheoretische Potenzial dieses Kontextwissens offensiv zu nutzen. Denn eine unausgesprochene Stärke dieser Arbeit könnte ja gerade in der spezifischen Sicht

⁴ Einen Überblick zum Stand der Schulforschung im Bereich Reform- und Alternativschulen liefern Idel & Ulrich (2008), insb. S. 369-371.

⁵ Zu den biografische Daten siehe: <http://www.wittenannen.net/unser-institut/menschen/kollegium/kontakt/dr-michael-kalwa/> (zuletzt abgerufen am 4.8.2014)

des ‚Waldorfpädagogen‘ Michael Kalwa liegen, welche bestimmte Äußerungen von Eltern zu einem Phänomen und damit erst zu einem Forschungsgegenstand macht.

Resümee

Mit seiner umfangreichen Studie liefert Michael Kalwa einen ausführlichen Einblick in unterschiedliche Facetten des Phänomens der Instrumentenpassung. Über die in dieser Rezension formulierten Nachfragen hinaus lässt sich daher rückblickend festhalten, dass insbesondere die aus den Interviews herausgearbeitete Vielfalt von Passungstheorien sowie das „Modell instrumentenpassungstheoretischer Zusammenhänge“ (S. 256) als zentrale Ergebnisse dieser Studie die Entwicklung weiterführender Fragestellungen anregen könnte. Dabei dürfte das Thema der Arbeit nicht nur Eltern, sondern auch Pädagogen unterschiedlichster Art beschäftigen. Dieses in mehrerer Hinsicht hoch relevante Themenfeld wird durch die Studie von Michael Kalwa für die musikpädagogische Forschung geöffnet und explorativ erschlossen.

Literatur

- Groeben, N. & Schlee, J. (1988). *Das Forschungsprogramm Subjektive Theorien. Eine Einführung in die Psychologie des reflexiven Subjekts*. Tübingen: Francke.
- Heinritz, C. (2012). *Jedem Kind sein Instrument. Das musikpädagogische Pionierprojekt an der Waldorfschule Dortmund*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Idel, T.-S. (2007). *Waldorfschule und Schülerbiographie. Fallrekonstruktionen zur lebensgeschichtlichen Relevanz anthroposophischer Schulkultur*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Idel, T.-S. & Ulrich, H. (2008). Reform- und Alternativschulen. In: Helsper, W. & Böhme, J. (Hrsg.): *Handbuch der Schulforschung*. 2., durchges. und erw. Aufl. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwissenschaften, S. 363–383.
- Naacke, Susanne (2013). Rezension: Charlotte Heinritz. Jedem Kind sein Instrument. Das musikpädagogische Pionierprojekt an der Waldorfschule Dortmund (2012). In: *Beiträge empirischer Musikpädagogik*, Jg.4, H.2. Online einsehbar unter: <http://www.b-em.info/index.php?journal=ojs&page=article&op=view&path%5B%5D=89&path%5B%5D=243> (zuletzt abgerufen am 4.8.2014)
- Niessen, Anne (2006). *Individualkonzepte von Musiklehrern*. Berlin: Lit.
- Strauss, Anselm L. (1998). *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. 2. Aufl. München: Fink.

Autor:

Samuel Campos

Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Institut für Musik
Postfach 2503
26111 Oldenburg

Email: samuel.campos@uni-oldenburg.de

Zur elektronischen Version:

<http://www.b-em.info/index.php?journal=ojs&page=article&op=view&path%5B%5D=104&path%5B%5D=257>